

Zeitschrift: Bündner Monatsblatt : Zeitschrift für Bündner Geschichte, Landeskunde und Baukultur

Herausgeber: Verein für Bündner Kulturforschung

Band: - (1974)

Heft: 11-12

Artikel: Die Sprachverhältnisse vom Val Müstair bis Ursern im ausgehenden 18. Jahrhundert

Autor: Müller, Iso

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-398161>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Sprachverhältnisse vom Val Müstair bis Ursern im ausgehenden 18. Jahrhundert

von P. Iso Müller, *Disentis/Mustér*

Aus den zahlreichen, vielfach auch unveröffentlichten Schriften von P. Placidus Spescha (1752–1833) lassen sich die sprachlichen Gegebenheiten gegen Ende des 18. Jh. zwar keineswegs vollständig, aber doch anschaulich zu einem gewissen Gesamtbilde vereinigen. Wenn Spescha von der «rätischen Sprache» spricht, so meint er ungefähr das, was wir heute als «rätoromanische Sprache» bezeichnen¹.

I. Rätoromanen und Deutsche von Val Müstair bis zur Surselva

Ausdrücklich berichtet Spescha im Jahre 1804: «Ladin, welches im *Engadein, Münsterthal und Samnaun* gesprochen wird»². Das stimmt mit einer Erwähnung von 1806 überein, wonach Samnaun schlechthin zum romanischen Unterengadin gerechnet wird, freilich nur sprachlich³. Bei *Chur* und der weiteren Umgebung stützt sich P. Placidus auf die Nachrichten von Tschudi⁴. Immerhin darf bemerkt werden, dass Leonhard Truog, damals in Thusis Betreuer der evangelischen Christen, 1807 über Chur wie Thusis bemerkte: «An beyden Orten wird noch täglich häufig romansch gesprochen.»⁵ Damit meint unser Gewährsmann jedenfalls in Chur die vielen hierher gezogenen Rätoromanen.

Südlich von Churwalden liegt *Parpan*, das nach Campell schon im 16. Jh. deutschsprachig war.⁶ Dem widerspricht Spescha, betonte er

¹ Mit A und B sind die Handschriften Speschas im Staatsarchiv Graubünden zu Chur gemeint, mit Pl. Sp. diejenigen des Stiftsarchivs Disentis. Die Bemerkungen Speschas über die Tiroler Romanen sind im *Schlern* 47 (1973) S. 470–479 veröffentlicht worden.

² Pl. Sp. 4, S. 604. Über Samnaun siehe A. Kuhn in *Festschrift K. Pivec*, 1966, S. 251–252

³ *Helvetisches Almanach* 1806, S. 42–43.

⁴ A 40a I, S. 33–34, dazu Pl. Sp. 7, S. 41. Genauerer bei H. Trümpy, *Schweizerdeutsche Sprache und Literatur im 17. und 18. Jh.*, 1955, S. 31–35.

⁵ *Literarisches Archiv*, Bern, I. Jahrg., 4. Heft (1807), S. 393 Anm.

⁶ U. Campelli *Raetiae Alpestris Topographica Descriptio* ed. G. J. Kind 1884, S. 308: *Utuntur Barponenses inter se publice et privatim jam olim Germanica tantum lingua omnes.*

doch 1818/19, dass er noch selbst «mit denen von Parpaun» romanisch gesprochen und dass das Dorf «noch vor 50 Jahren» seine frühere Sprache benützt habe.⁷ Nach seinen Informationen spreche man dort infolge der romanischen Umgebung romanisch und deutsch.⁸ Was P. Placidus von den Leuten von Taufers sagte, das wandte er auch auf die Parpaner an: «Man weiss nicht, dass sie gebildeter damals oder jetzt seien.»⁹

Die sprachliche Änderung in *Tamins und Felsberg* datiert Spescha ungefähr auf die Zeit von 1720 und lobt den langen Widerstand gegen die Verdeutschung.¹⁰ Das stimmt mit Nicolin Sererhards Bericht von 1742 überein.¹¹ Auch 1806 werden Tamins und Felsberg als deutsche Ortschaften registriert.¹² 1792 und 1806 wird *Ems* als romanisch bezeichnet.¹³ P. Placidus hob die schwierige Lage zwischen drei deutschen Gemeinden hervor und fragte sich, warum die Emser ihre alte Sprache beibehielten, während die Leute von Thusis, «die Thuscier an der Nolla», sie aufgaben. Die Antwort lautete: «Standhaftigkeit im Alten und Achtung seiner selbst.»¹⁴ «Ems . . . hat ein tapferes und witziges Volk und spricht dennoch immer nach dem Alterthum.»¹⁵ Allein Spescha muss doch allerends die Zweisprachigkeit des Ortes zugeben, was aber für Handel und Verkehr förderlich sei.¹⁶

Von *Thusis* sagt N. Sererhard 1742: «Dieser Marktflecken behalt die deutsche Sprach, da sonst rings umher alles rumansch ist.»¹⁷ Noch 1806 wird Thusis als deutsch sprechend bezeichnet.¹⁸ Auch Spescha

⁷ Pl. Sp. 16 II, S. 16; Pl. Sp. 18 I S. 38 und II, S. 29; Pl Sp. 26 II, S. 12, 129. A 40a I, S. 35.

⁸ A 40 I, S. 5. Vgl. A 40a I, S. 35.

⁹ Pl. Sp. 16 II, S. 16.

¹⁰ Pl. Sp. 18 II, S. 29; Pl. Sp. 26 II, S. 129; A 40a I, S. 34; B 43 I. Einl. S. 36.

¹¹ N. Sererhard, *Einfalte Delineation Gemeiner Dreyen Bünden* ed. O. Vasella 1944, S. 16.

¹² *Helvetisches Almanach* 1806, S. 40.

¹³ Beleg von 1792 bei Trümpy, S. 34, u. *Helvetisches Almanach* 1806, S. 40.

¹⁴ Pl. Sp. 26 II, S. 13.

¹⁵ Pl. Sp. 27 II, S. 11.

¹⁶ A 40 Einl. S. 5 und A 40a I. S. 35.

¹⁷ Sererhard, S. 19. Zum Domleschg vergl. L. Truog: «weil erst in neuern Zeiten an manchen Orten das Deutsche entweder ganz, wie in der Pfarrey Masein, oder zum Theil wie im Dumleschg, eingeführt worden ist.» *Lit. Archiv*, Bern, Jahrg. I. Heft 4 (1807), S. 394. Vgl. auch oben Anm. 5.

¹⁸ *Helvetisches Almanach* 1806, S. 40.

bezeugt dies mehrfach, charakterisiert es aber als «deutsch und romanisch, da es von beiden Sprachen umgeben ist.»¹⁹ Erregter notiert Spescha dieses Faktum, wenn er schreibt: «Der Markflecken Thusis spricht beide Sprachen und zieht soviel Vortheil von der einen als von der andern. Zu einer Zeit spielte man mit den Sprachen wie mit den Karten und es lässt sich's kaum entscheiden, wer dabei gewonnen hat.»²⁰ In der Nähe von Thusis liegt *Urmein*, welches 1806 noch als romanisch erscheint.²¹ Wie eine Hiobspost berichtet jedoch P. Placidus im Jahre 1820: «Urmein über Thusis soll wanken.» Doch noch im gleichen Jahre muss er melden, dass die dortigen Leute «jüngsthin» zum Deutschen übergegangen seien.²²

Im gravierenden Zentrum der Gruob steht *Ilanz*. Diese Stadt am Rhein hatte im 15. und 16. Jh. eine sehr starke Welle deutscher Einwanderung und deutschen Einflusses zu durchstehen.²³ Doch siegte mit der Zeit wieder das romanische Element.²⁴ 1742 Sererhard sagt: «Die Landsprach dieser Stadt ist rumansch.»²⁵ Auch gilt sie 1806 schlechthin als romanisch.²⁶ 1815 konstatierte der beobachtende Spescha: «Ilanz ist die einzige Stadt auf der Welt, die noch die rätsche Sprache spricht, und zwar gut.»²⁷ Da Chur schon im 16. Jh. seine Tore dem Deutschtum öffnete, konnte dies P. Placiuds mit allem Recht behaupten. Für Ilanz hegt Spescha keine Befürchtung: «Sollte aber nur die einzige kleine Stadt Ilanz am Vorderrhein, welche zwischen deutsch und romanisch Redenden liegt, die Sprache, welche ihr von Gott zu Theil geworden und von ihren uralten Müttern als Erbtheil mit der Milche eingesogen hat, noch reden, wie rühmlich wäre es dies für sie nicht?»²⁸

Als letzte Landschaft bespricht Spescha noch die *Cadi*. «Die Gemeinde Trons im Oberland und das Dorf Disenten (=Disentis)

¹⁹ A 40 Einl. S. 5; A 40a I, S. 35.

²⁰ Pl. Sp. 27 II, S. 10–11.

²¹ Helvetisches Almanach 1806, S. 40.

²² Pl. Sp. 26 II, S. 12, 129.

²³ Bertogg, Evangelische Verkündigung 1940, S. 122–123.

²⁴ Man verstund 1648 die Bibel in deutscher Sprache wenig oder zu wenig. M. Bundi, Stephan Gabriel 1964, S. 138.

²⁵ Sererhard, S. 9.

²⁶ Helvetisches Almanach 1806, S. 39.

²⁷ Pl. Sp. 12 II, S. 15, dazu Pl. Sp. 27 II, S. 11.

²⁸ A 40 Einl., S. 5.

sprechen schriftmässig, nachdem die Bücher im Druck erschienen sind.»²⁹ Gegen Ende des 17. Jh. druckten Patres von Disentis in Truns, dann in der klösterlichen Offizin, was selbstredend eine gewisse Schriftsprache förderte. Schon P. Maurus Wenzin (+1745) hielt das Romanisch der Cadi für reiner, eleganter und glänzender als das irgendwo sonst in Rätien.³⁰ Deshalb konnte auch Caspar Decurtins 1881 schreiben, dass so die Sprach-Variante der Cadi «zur herrschenden Schriftsprache der katholischen Bevölkerung nicht nur in der Surselva, sondern auch im Oberhalbstein und Domleschg wurde.»³¹ Wir werden andernorts noch auszuführen haben, wie P. Placidus gerade Surselvische, genauer gesagt die Sprache von Truns und Disentis, sogar als eine Grundlage für eine romanische Einheitssprache propagieren wollte.

II. Rätoromanen und Walser von Ursern bis Vättis

Gegenüber den Walsern zeigten schon die früheren romanischen Geschichtsschreiber Bündens eine betonte und unmissverständliche Zurückhaltung. Jakob Bifrun erklärte 1560 seinen Engadiner Landsleuten das Wort Barbari der Apostelgeschichte (Kap. 28,2) folgendermassen: «Barhari, lieud grussera sco nus dschain gualzers.» Die Barbaren sind grobe oder unverständige Leute, die wir heute Walser zu nennen pflegen.¹ Ulrich Campell bezeichnet in seiner 1572/79 verfassten Beschreibung Rätiens die Sprache der Walser als «lingua barbara».² Fortunat Sprecher bezeugt 1617, dass die Rätoromanen die Walser als «Gualsers», d.h. «Waldsesser» bezeichnen, die ihre «alte celtische Mutter-Sprach jeder Zeit behalten».³ So kann man von Spescha kaum eine andere Einstellung erwarten. Für ihn war das Rätoromanische bis zu seiner Zeit «rein und unverändert» geblieben. Die deutsche Sprache sei nur «durch Zwang und Unverstand» eingedrungen.⁴ Spescha war es klar, dass fremde Volkselemente nicht

²⁹ Pl. Sp. 27 II., S. 10–11.

³⁰ M. Wenzini *Descriptio Communitatis Desertinensis* ed. C. Decurtins 1882, S. 25.

³¹ *Archivio glottologico Italiano* 1881, S. 198.

¹ Jakob Bifrun, *Das neue Testament von 1560*, ed. Th. Gartner 1913, S. 337.

² U. Campelli, *Raetiae Alpestris Topographica Descriptio*, ed. C. J. Kind 1884, S. 298.

³ Fort. Sprecher, *Pallas Rhaetica* 1617, S. 22 und bes. *Rhetische Cronica* 1672, S. 23.

⁴ Pl. Sp. 4, S. 632. So schon A 725 I., S. 4.

«in beträchtlicher Anzahl» in die rätischen Alpen gekommen sind. Im Jahre 1800 schrieb er: «Man weiss von einer einzigen und kleinsten deutschen Colonie, die sich in den rhätischen Wildnissen niedergelassen habe.»⁵ Wenige Jahre später notierte er genauer: «Einige Arbeitsfamilien liessen sich (in) *Davos* und *Rheinwald* nieder und diese nennen sie Colonien.»⁶ 1814 zählt er nach Chur und andern Orten auch Ursern, Davos, Avers und Rheinwald auf, die für das Romanische verloren gingen. «Das rätische Land verliert sein Bild, seine Natur und den Ruhm seiner guten Alten.»⁷ Bald darauf nennt er wiederum eine Litanei deutscher Siedlungen.⁸ Schliesslich kommt er nochmals auf diese lange Reihe zurück.⁹ Nur schwer konnte sich Spescha mit dieser Tatsache abfinden.

Genauer weiss P. Placidus erst 1819 zu berichten. Danach sieht er Davos als Walsersiedlung des 13. Jh. und Rheinwald als schwäbische Kolonie (ded ina Schuoba) aus dem Ende des 12. Jh. an.¹⁰ Die Davoser Walser mussten die Wildniss urbar machen, sie «vom Gehölz säubern», die Rheinwalder hatten den Bernhardin offen zu halten, doch waren letztere nur «eine unbedeutende Wacht».¹¹ Dass zu diesen Aufgaben «ganze deutsche Kolonien erforderlich gewesen, scheint mir zweifelhaft». Noch zweifelhafter ist ihm, dass die Ureinwohner schon anfänglich deutsch sprachen, denn «ihre ursprünglichen Orts- und Thalnamen tragen ungezweifelt das Gepräge rhätischer Abkunft, denn Dürraboda, Dörfli und Frauenkirch im Davoser Thal, und Hinterrhein das Dorf, und Rheinwald das Thal sind erst nach der Zeit aufgebaut und benamset worden, denn vor Alters Rheinwald Val Rhein und Hinterrhein nach deutscher Art hiess Rhein».¹²

⁵ A 725 I., S. 4–5 und S. 9 Anm. 21.

⁶ Pl. Sp. 4, S. 636. spätere Randbemerkung Speschas.

⁷ Pl. Sp. 12 II., S. 14.

⁸ Pl. Sp. 13 I., S. 20.

⁹ Pl. Sp. 16 II., S. 19 und Pl. Sp. 26 II., S. 12.

¹⁰ Pl. Sp. 15, S. IX. = Dec. Chrest. IV., S. 727. Dazu Pl. Sp. 16 II., S. 6 und A 40 a I., S. 36–37.

¹¹ Pl. Sp. 26 II., S. 14, 146 und A 40 a I., S. 36. Zur näheren Ergänzung noch Pl. Sp. 9, S. 29: «Die Averser reden im Hintergrund deutsch und vornen rhätisch und die Suferser und Splüger nahm(en) erst im 17ten Jahrhundert oder am Ende des 16ten die deutsche Sprache an. Vorhin konnten sie mit Italiänern und Rhätiern sprechen, jezt aber nur mit den Deutschen.» (1811) –

¹² A 40 a I., S. 36–37.

Besondere Aufmerksamkeit schenkte Spescha den Walsern von *Ursern*, deren Herkunft er freilich nicht enträtseln konnte. Doch wie bei Davos und Rheinwald sah er ganz richtig die frühere rätoromanische Vergangenheit des wichtigen Hochtales. Schon weil die Landschaft zum Disentiser Feudalstaate gehörte, sprach sie auch rätoromanisch. Unser Forscher wendet sich hier gegen den Humanisten Glarean, der 1515 in seiner Beschreibung des helvetischen Landes Ursern als Quellgebiet der Rhone betrachtet und mithin zu Wallis zieht. Dann würden die Ursener früher eine gallische, mithin später französische Sprache gesprochen haben.¹³ Spescha erinnert hier an die vielen romanischen Örtlichkeitsnamen wie Ursera, Realp, Hospental usw.¹⁴

Den Sprachenwechsel datiert Spescha recht spät. So behauptete er 1819: «Die von Ursern erhoben sich gerade nach dem Jahre 1584 und haben hiebei wenig süsse Ausdrücke gefunden.»¹⁵ Unser Chronist scheint hier die Zeit nach dem 1584 erfolgten Tode des Abtes Christian von Castelberg im Auge gehabt zu haben, in der tatsächlich 1588 rechtliche Streitigkeiten zwar nicht mit Disentis, wohl aber mit dem immer mächtiger werdenden Uri entstanden, die dann zu Beginn des 17. Jh. das Verhältnis mit Disentis schwer störten.¹⁶ Aus «Handelsvortheil» seien die Ursener schon Ende des 16. Jh. von der Cadi abgewichen und hätten die deutsche Sprache angenommen.¹⁷ Später dachte Spescha sogar an die Mitte des 17. Jh. ,nachdem Ursern 1649 die weltlichen Rechte der Abtei ausgekauft hatte.¹⁸

Wenn die Datierung der sprachlichen Änderung Urserns so spät angesetzt wird, dann begreifen wir eher P. Placidus, dass er die Urkunde von 1425, in der Abt Petrus von Pontaningen die abteilichen Rechte in Ursern wieder zurückgewinnen konnte, zugleich als Beleg für die

¹³ Glareans Text in: *Scriptores de Rebus Helvetiorum*, Zürich, 1735, S. 3–4. Spescha erwähnt Glarean in Pl. Sp. 4, S. 658–659; Pl. Sp. 9, S. 216; Pl. Sp. 16 II, S. 9; Pl. Sp. 18 I, S. 38; A 40a I, S. 26.

¹⁴ Pl. Sp. 4, S. 658–660; B 43 II, S. 265–269; Pl. Sp. 5, S. 20–21; Pl. Sp. 9, S. 43, 45, 54, 73, 75–77; Pl. Sp. 18 I, S. 38; A 40a I, S. 26.

¹⁵ Pl. Sp. 16 II, S. 19.

¹⁶ Festgabe E. Wymann I (1944), S. 108–109.

¹⁷ Pl. Sp. 15, S. IX. = Dec. Chrest. IV., S. 727; Pl. Sp. 18 I, S. 38; Pl. Sp. 26 II, S. 12; A 40 Einl. S. 17.

¹⁸ Pl. Sp. 17, S. 209–291. A 40a I, S. 34.

Beibehaltung der rätoromanischen Sprache deutete. Sie ist ihm gleichsam ein reuiges Einlenken, nachdem die Ursener 1410 ohne Vorwissen des Abts mit Uri «ein ewiges Bürgerrecht» geschlossen hatten. Unser Geschichtsschreiber lässt daher im Sinne der zitierten Urkunde von 1425 den Abt Petrus nach Ursern gehen, um zuerst den dortigen Gotteshausleuten den Abfall von Disentis und seiner Sprache vorzuwerfen. «Ammen und Männer des Thals! Was vernehme ich von euch? Wisst ihr nicht, woher ihr seyd? Welcher Samen hat euch hervorgebracht, welche Brust hat euch gesogen? Wer war euer Herr, welcher euer Beschützer? Haben nicht rhätische Mütter euch getragen und adeliche Väter aus Thuscien euch ernährt?» Noch eindringlicher und bezeichnender ist der folgende Teil: «Bedenket, dass eüere Väter aus Rhätien herkommen, eüere Vaters-Väter aus Thuscien, eüere Urgrossväter aus Lydien und eüere Ururgrossväter aus Babilonien, geboren vom Saamen des Sems und verpflanzt vom Lud in Lydien. Ich beschwere euch bey der Lydischen Nation, dass ihr den vorgehabten Schritt nicht wagen sollet.» Diesen letzten Passus durchstrich P. Placidus noch selbst. Am Schlusse der Rede fragt Abt Pontaningen, «ob ihr Leüte des Creüzes des H. Placidus oder des Stiers von Uri seyn wollet». Die Ursener gaben zur Antwort: «Wir wollen des Creüzes des H. Placidus und nicht des Uristiers seyn.» Darauf nimmt sie der Abt in Gnaden an, sodass die Ursener «wie andere Gottshaus-Leüte ein freyes Volk verbleiben». Spescha begründete seine romanische Rede mit der einfachen Behauptung: «Dort redete man zu selber Zeit so.»¹⁹

So wie die antiken und humanistischen Geschichtsschreiber hat Spescha hier einfach eine Rede erfunden, ja beinahe einen historischen Roman geschrieben, für dessen Hintergrund nur eine Tatsache gutstand, dass Ursern einmal rätoromanisch sprach. Den Geist, den die genannte Strafrede atmet, fand unser Chronist schon in der barocken

¹⁹ Pl. Sp. 5, S. 35–38; B 43 II, S. 30–39. Vgl. ebendort B 43 II, S. 19: Die Leute von Ursern «verlohren dadurch ihre Sprache, kein geringer Verlust, denn die Sprachen sind ein Zuthail der Vorsicht Gottes und ein Wiederhall seiner lieben Vorältern, das niemals verändert werden sollte». (1805). Spescha hoffte immer noch auf die Romanisierung Urserns. «Wo nicht, so habe ich wenigstens meine Schuldigkeit gethan.» B 43 II, S. 266–267.

Klosterhistoriographie, die den Ursern stets unfreundlich gegenüberstand.²⁰

Wie Ursern war auch *Obersaxen* früher romanisch. Spescha zählt an die zwei Dutzend Ortsnamen und ein halbes Dutzend Familiennamen auf, die ihm dies zu bestätigen schienen. Dabei berief er sich auch auf Henni, das er auf Hendri und Henricus zurückführte, was freilich kaum ein Beleg sein kann. «Janchen ist aus Italien, und Shvarz aus Sch(w)aben, die Runk (aus) Uri.» Auch Gebrauchswörter wie canera, maluns usw. führt Spescha an. Auf die gleiche Art belegt er auch in *Vals* die frühere romanische Bewirtschaftung.²¹ Wann *Obersaxen* germanisiert wurde, weiss unser Forscher nicht anzugeben, setzt jedoch in Hinblick auf den grossen Rest romanischer Elemente eine langsame Verdeutschung an, keine eigentliche Kolonisten-Siedlung.²² Für ihn ist *Obersaxen* ein typisch zweisprachiger Ort, was er sogar auch von *Vals* zu sagen wagt.²³ Für *Obersaxen* hätte er anführen können, dass man 1635 einen zweisprachigen Pfarrer wünschte.²⁴ Doch bemerkt Spescha: «In *Obersaxen* ist die Sprache ihrer Vorfahren noch nicht ganz verschwunden, aber ihre thussische Sprache ist ziemlich schlecht verdreht.»²⁵ Man spricht jetzt dort «lieber deutsch.»

Auf Grund dieser Doppelspurigkeit, die sich aus der ganz romanischen Umgebung ergibt, predigten die Disentiser Patres, welche dort Aushilfe leisteten, auch romanisch. Nach P. Placidus besass das Kloster «uralte Predigten, die die Religiösen von Disentis, vorzüglich in *Valados* und *Obersachsen*, wo jetzt eine ausgearte(te) deutsche Mundart herrscht, und andere berühmte Männer zu verschiedenen Zeiten in der rhätischen Sprache gehalten haben».²⁷ Spescha meinte, seine im

²⁰ Dazu Festgabe Ed. Wymann 1 (1944), S. 107–111 und 2 (1946), S. 26–34. Zur Sprache des Urserntales H. Trümpy, Schweizerdeutsche Sprache und Literatur im 17. und 18. Jh., 1955, S. 59–60. Dazu Spescha B 43 I, S. 110–112, wonach Camot nicht Cima montis heisst, denn dann würde es munt heissen, sondern muot = abgerundeter Hügel. Die este Silbe interpretiert Spescha als cis = diesseits oder im Sinne des romanischen si = auf. Dazu I. Müller, Geschichte der Abtei Disentis 1971, S. 39, 238.

²¹ Pl. Sp. 4, S. 634–635. Pl. Sp. 22, S. 134. Dass die Mundart von *Obersaxen* und *Vals* ähnlich ist, betont Spescha in Pl. Sp. 25, S. 8, worauf auch Trümpy l. c. S. 71 hinweist.

²² Pl. Sp. 13 I, S. 20.

²³ A 40 Einl., S. 5; A 40a I, S. 34–35.

²⁴ JHGG 49 (1919), S. 216.

²⁵ Pl. Sp. 16 II, S. 19.

²⁶ Pl. Sp. 26 II, S. 130.

²⁷ A 725 II, S. 3; Pl. Sp. 16 II, S. 11.

Archiv gefundenen *Predigten von Obersaxen und Valendas* stammten noch aus der Zeit, in der diese Orte romanisch sprachen.²⁸ Das bekräftigte er nach wenigen Jahren wiederum und fügte bei, dass er selbst eine Predigt «in romanscher Sprache aufgesetzt» und sie auch «selbst in Manuscript gelesen» habe. «Der Seelsorger von Obersachsen muss noch ietzt abwechslungsweise in Trons bey St. Anna seine Ehrenpredigt halten. Wie konnten sie hiemit ehehin deutsch gesprochen haben?» Seinen Zweifel bestärkte seine irrige Annahme, dass die Pfarrei einst zu Ilanz und Brigels gehört habe.²⁹ Erst neuere Forschung konnte die Einwanderung vom Wallis über Furka-Oberalp schon zu Beginn des 13. Jh. einigermaßen belegen.³⁰ Die Zweisprachigkeit in Obersachsen war einfach durch die romanische Umwelt gegeben, doch war die amtliche und kirchliche Sprache in der Hauptsache deutsch. Die Ehen von Obersaxern mit Rätoromanen, dann die Besetzung der Pfarrei mit Geistlichen von romanischer wie auch deutscher Herkunft, all dies trug zu der vermischten Sprachlage bei.

Von Obersachsen ging die freilich nicht mehr starke Walser-Bewegung auch nach *Valendas* über.³¹ Die Gemeinde sprach sicher 1528 mehrheitlich deutsch.³² Sererhard bezeichnet sie einfach als «teutscher Sprach».³³ Spescha hingegen schätzt den Übergang zur deutschen Sprache nicht älter als ein Jahrhundert.³⁴ In diesem Falle müsste entweder die romanische Sprache in der Barockzeit wieder überhand genommen haben, oder es müsste Valendas stets eine Gemeinde zweier Sprachen gewesen sein. Von Valendas gehen wir zu *Versam* über, das 1742 wie auch 1806 als deutsch sprechend erscheint.³⁵ Spescha zählt es zu den Orten, an welchen man zu seiner Zeit beide Sprachen benützte, genau wie auch Valendas.³⁶

²⁸ A 725 I, S. 6.

²⁹ Pl. Sp. 4, S. 635–636.

³⁰ Zeitschrift für Schweizerische Geschichte 16 (1936), S. 356–360 und H. Bertogg, Evangelische Verkündigung auf rätoromanischem Boden, 1940, S. 108, 123.

³¹ Zeitschrift für Schweiz. Geschichte 16 (1936), S. 358, dazu aber noch P. Zinsli, Walser Volkstum 1968, S. 526 (Register).

³² H. Bertogg, Verkündigung, S. 108.

³³ Sererhard l. c., S. 9. Ebenso Helvetisches Almanach 1806, S. 39.

³⁴ Pl. Sp. 26 II, S. 129.

³⁵ Sererhard l. c., S. 9; Helvetisches Almanach 1806, S. 39.

³⁶ A 40 Einl., S. 5 und A 40a I, S. 34–35.

Ob *Tersnaus* von Valendas oder Vals beeinflusst ist, bleibe dahingestellt, jedenfalls ist es walserisch orientiert.³⁷ 1627 wurde dort abwechselungsweise romanisch und deutsch gepredigt.³⁸ Jedoch wird es 1742 und 1806 einfach hin als romanisch angesehen.³⁹ Spescha meinte 1819: «Die von Tersnaus haben ihre Höfe, die deutsch und romanisch reden. Wer weiss, welche Sprache ihnen besser gefällt?»⁴⁰ Wie unser Gewährsmann meldet, wurde der «geistliche Unterricht» romanisch vorgetragen, doch zog das Volk die deutsche Sprache vor.⁴¹

Mit dem Walser-Schub über die Oberalp hängt doch wohl die Siedlung *Fidaz* bei Flims zusammen.⁴² Sie wird 1742 als «teutsch und romansch» bezeichnet, weshalb der Pfarrer von Flims monatlich einmal deutsch predigen musste.⁴³ Also war *Fidaz* damals mehrheitlich romanisch. 1805 scheint man fast nicht mehr deutsch verstanden zu haben, wie eine Gemeindebeschreibung dieses Jahres meldet.⁴⁴ 1806 wird Flims und mit ihm *Fidaz* einfach hin als romanisch notiert.⁴⁵ Spescha meldet: «*Fidaz*, ein Hof von Flims, soll ehemals deutsch gesprochen haben. Ein seltenes Beispiel.»⁴⁶ P. Placidus hob hervor, dass der «Hof *Fidaz* von der Sprachneuerung abging und zum Alterthum der Flimser zurückkehrte». Diese Tatsache meldete er in der Zeit von 1819 bis 1823 mehrmals.⁴⁷ Die Sprachänderung war aber begreiflich, denn kleine Volksteile gingen schon wirtschaftlich leicht in romanischen Grossgemeinden auf, wie dies ja auch bei den Walsern in Tavetsch und Disentis der Fall war.

Hier darf wohl auch eine allgemeine Bemerkung Speschas über das *Rhätünser Herrschaftsgebiet* nicht übergangen werden. Danach ermahnten die Herren von Rhätüns (Hans und Jakob von Marmels) die Leute von Felsberg, Tamins, Tenna, Safien und Obersaxen zur An-

³⁷ JHGG 41 (1911), S. 294–295, dazu jetzt Zinsli l. c., S. 30–31, 376, 421, 453.

³⁸ Bertogg l. c., S. 130. E. Poeschel, *Kunstdenkmäler des Kantons Graubünden* 4 (1942), S. 215.

³⁹ Sererhard l. c., S. 7. *Helvetisches Almanach* 1806, S. 39.

⁴⁰ Pl. Sp. 16 II, S. 16; A 40a I, S. 35 (Tersnaus spricht «vermischt»).

⁴¹ Pl. Sp. 26 II, S. 129–130.

⁴² Zinsli, S. 29, 35, 50, 90, 215, 239, 377.

⁴³ Sererhard l. c., S. 13.

⁴⁴ Trümpy, S. 34 aus: *Der Neue Sammler* 7 (1812), S. 47.

⁴⁵ *Helvetisches Almnach* 1806, S. 40.

⁴⁶ Pl. Sp. 26 II, S. 133.

⁴⁷ A 40a I, S. 35; Pl. Sp. 16 II, S. 16; Pl. Sp. 26 II, S. 12.

nahme der deutschen Sprache, was sie auch ins Werk setzten. Hingegen blieben Ems, Bonaduz und Rhäzüns nach wie vor romanisch. Die erste Gruppe hat nach Spescha ihren Wechsel nur vollzogen, um die Gunst ihrer Herren zu gewinnen, die zweite jedoch, um den deutsch gewordenen Dörfern «zu gefallen». ⁴⁸ Da ja Obersaxen reichlich früher und Tamins mit Felsberg reichlich später ihre sprachliche Lage änderten, liegt es nahe, hier nur eine Konstruktion Speschas zu sehen. Ebenso bemerkte er, die Äbte von Disentis hätten sich mit den Rhäzünser Herren nicht so sehr wegen der Zulassung der Reformation als vielmehr wegen der Aufgabe der alten Sprache überworfen. P. Placidus will sogar wissen, was die Äbte den Rhäzünsern in Erinnerung brachten: «Die Landessprache ist die Sprache unserer ersten Väter und die älteste in Europa, die wir aufweisen können». ⁴⁹ In dieser Form treffen wir diese Behauptung erst, seitdem Joseph Planta 1776 seine «Geschichte der romanischen Sprache» herausgegeben hatte, die P. Placidus auch mit Begeisterung aufnahm. Es wäre ihm ein leichtes gewesen, ähnlich wie bei Ursern ganze Reden zusammenzustellen, die damals zwischen Disentis und Rhäzüns gewechselt worden wären. Tatsache ist freilich, dass 1537 der Abt im sogenannten Landrichterstreit nachgeben musste, sodass nun in der Rhäzünser Herrschaft auch ein reformierter Kandidat aus Waltensburg für das höchste Amt des Grauen Bundes aufgestellt und gewählt werden konnte. ⁵⁰

Kehren wir zum engeren Thema dieses Kapitels zurück, das die Einwanderung der Walser auf rätschem Boden behandelt. Als östlichste Kolonie erwähnt Spescha die Walser im Pfäferser Stiftsgebiet, die sich zuerst im 14. Jh. im Calfeisental nachweisen lassen, von wo sie vereinzelt nach *Vättis* zogen. ⁵¹ Schon im Jahre 1804 konstatierte P. Placidus, dass sich in *Vättis* rätsche Ortsname finden und dass auch in der dortigen Sprache rätsche Wörter gebraucht werden. ⁵² Wiederum 1804 meinte er, das Deutsche sei in «*Vätis* und *Valenz*»

⁴⁸ Pl. Sp. 4, S. 636.

⁴⁹ Pl. Sp. 4, S. 135, 139–140.

⁵⁰ G. Cahannes, Das Kloster Disentis vom Ausgang des Mittelalters bis 1584. 1899, S. 58, 62–63. Kurz erwähnt Pl. Sp. 4, S. 142.

⁵¹ Th. Nigg, Geschichte der Kirchgemeinde *Vättis* 1937, S. 63ff. H. Kreis, Die Walser 1958, S. 95–97, 99. J. A. Hardegger, Beiträge zur spätmittelalterlichen Geschichte der Abtei Pfäfers 1969, S. 114–116. Zinsli l. c., S. 105, 120, 470.

⁵² Pl. Sp. 4, S. 634. Zu den Namen siehe Nigg, S. 9–10, 80f., 87f.

spät eingeführt worden.⁵³ 1820 datierte er den Sprachübergang vor «ungefähr 100 Jahren».⁵⁴ Das würde bedeuten, dass dies erst seit Anfang des 18. Jh. geschehen wäre. Auch in anderen Fällen so z. B. bei Ursern datiert Spescha das deutsche Element viel zu spät, begreiflich für einen so begeisterten Verteidiger des Romanischen, wie es P. Placidus war.

III. Im Kampfe gegen den Sprachwechsel

Schon in seiner ersten grossen Geschichte der Cadi vom Jahre 1804 sitzt Spescha im Sattel, um gegen alle jene Attacken zu reiten, die ihre romanische Muttersprache verlassen haben oder noch verlassen wollen. Er schaut sich gleichsam von einem hohen Hügel aus seine ganze Heimat an: «Unsere Berge, unsere Alpen, unsere Güter, Ortschaften, Nämnen, Zunämnen und überhaupt alles, was zu unseren täglichen Gebrauch dienet, ist in dieser Sprache bezeichnet, folglich welche Verwirrung muss nicht daraus entstehen, wenn alles dieses sollte verändert und verdeutschet werden? Welche Beschwerd wird nicht in unseren Verkehr, Handel und Wandel erfolgen, wenn einige Gemeinde(n) deütsch und die andere(n) rhätisch sprechen? Ist diese nicht eine lächerliche Unternehmung? Versetzt diese nicht uns in eine Verwirrung, woraus wir (uns) nicht zu entwickeln wissen? Verursacht sie uns nicht eine Veränderung, dass wir in kurzer Zeit nicht wissen, wer wir gewesen sind und seyn werden?»¹ P. Placidus beschwört seine Landsleute, die Liebe zur Tradition nicht erkalten zu lassen und nicht «der Neuerung eine unbegrenzte Zügellosigkeit (zu) gestatten und alles über den Haufen geworffen zu werden mit gleichgültigen Augen zu übersehen». Das wäre für die Gegenwart und die Zukunft beispiellos.²

Sprache und Volk sind für Spescha eins. Deshalb sein Bekenntnis: «Eine Sprache, ein Gott, eine Denkungsart, ein Volk, eine Sitte, eine Gewohnheit ist die herrlichste Sache in einem Land. Ist die Sprache nicht

⁵³ B 43 I, S. 36.

⁵⁴ Pl. Sp. 26 II, S. 129; Pl. Sp. 18 II, S. 29; In Pl. Sp. 22, S. 8, verfasst 1822, sagt unser Gewährsmann: «Vätis, rhätisch: Viata, welches mit Tamins ungefähr vor 120 Jahren noch rhätisch sprach.»

¹ Pl. Sp. 4, S. 135–136, 637. Betreff Handel und Verkehr Pl. Sp. 13 I, S. 21.

² Pl. Sp. 4, S. 139.

das einzige Mittel, wodurch wir unser Vaterland lieben, hochschätzen, ehren und erheben und alles von uns entfernt halten, was uns unangenehm und schädlich seyn konnte?»³ Speschas Anschauung ist umso begreiflicher, als er ja im gleichen Buche die Überzeugung aussprach, dass das Romanische die «Ursprache von Europa» sei.⁴

Gegenüber dem Einwand, das Land sei zu klein, das Volk zu wenig zahlreich, argumentiert er mit dem Hinweis, dass es sich ja auch lohne, eine einzige Stadt, nur ein Dorf, ein Haus, nur einen kleinsten Acker zu achten und zu pflegen. «Warum eine Sprache, die von 60 000 Seelen gesprochen wird, nicht? Warum sollte nur diese Sprache der Verpflegung unfähig seyn?»⁵

Am Schlusse seines Werkes fragt sich Spescha: «Welchen Vortheil haben die, welche Neuerung angefangen habe, davon gezogen? Nicht wahr? Sie sind Bauern, wie ehehin, sie sind dadurch weder reicher noch frömmer geworden, und sie werden desswegen weder glücklicher leben noch frömmer sterben; sie haben sich dadurch sich selbst und andere unverständlicher gemacht, sie sind von mehreren europäischen Sprachen abgewichen und nur einer, und zwar dieser nur auf eine unvollkommene Weise, genähert.»⁶

1805 schrieb Spescha eine rätoromanische Literaturgeschichte. Darin wendet er sich gegen jeden Sprachenwechsel. «Gott ist der Urheber der Sprachen und er will, dass er von den verschiedenen Nationen in verschiedenen Sprachweisen anerkannt, angesprochen und verdankt werde.» Auch die Apostel haben das Lob Gottes nicht nur in einer Sprache verkündet. Den Sprachenwechsel vergleicht Spescha mit dem Kauf und Verkauf von Äckern, Häusern und Vieh. Hätte man die nötige Pflege angewendet, so müsste man nicht an den Verkauf denken. Statt zu ändern wäre es besser zu arbeiten und zu pflegen. «Man bildet sich gewöhnlich ein, dass das Fremde besser sei als das Eigene, aber diese Einbildung hat sehr viele getäuscht und zu Grunde gerichtet.»⁷ Hier wandte P. Placidus ein Wort der spätmittelalterlichen *Imitatio Christi* auf den Übergang in eine andere Sprache an.⁸

³ Pl. Sp. 4, S. 138–139 Betreff «Abneigung des Vaterlands und die Zunäherung fremder Nationen» ebendort, S. 637.

⁴ Pl. Sp. 4, S. 137.

⁵ Pl. Sp. 4, S. 734. Vergl. S. 732.

⁶ Pl. Sp. 4, S. 733.

Ein Jahrzehnt später stellt er fest, dass den Neuerern die Beständigkeit (stateivladat), eine der hauptsächlichsten Tugenden, abgehe. Jetzt «talpen unsere Compatrioten durch die dunkle(n) Wälder Germaniens herum, um ihre Ahnen zu finden und finden sie nicht mehr». Die Neuerer haben auch die Pietät gegen Eltern und Ahnen verloren und sind nun «glorreich verdeutsch» worden. Ebenso haben sie die Nächstenliebe hintangesetzt, «um den Fremden zu gefallen». Damit brachten sie nur «Traurigkeit und Verwirrung». Jetzt kommen Leute her, die nur sagen können: «i hon koet – i hon kseit – i hob gehobt.» und dann «zieht man schon von weitem die Mütze, sagt Willkomm und macht ein schönes Gesicht. Kommt aber ein Mitbürger, der mit bien di und buna sera grüsst, wie unsere guten Alten einander grüssten, dann macht man ein barsches Gesicht, schaut nebendurch und denkt: es ist ja nur ein Ponaluser».⁹

Das ceterum censeo Speschas ist auch wieder in dieser Arbeit zu ersehen: Die Neuerer haben eine Sprache verlassen, «die zu allen führte, und eine angenommen, die sich von allen entfernt. Ihr Vorteil ist Babel und Babel ist Verwirrung und wird es bleiben».¹⁰

In späterer Zeit betonte Spescha vor allem wieder die *Tradition*. «Wir halten unser Alterthum in Ehren und lassen es nicht wie der Halm auf dem Felde von jedem Wind der Neuerung hin und wieder gängeln.» Er berechnet das Alter der tuscisch-romanischen Sprache auf «ungefähr 2440 Jahre».¹¹ Dann fragt Spescha: «Soll man also diese alte Statue des hetrursischen Kunstwerks bei unseren aufgeklärt seyn sollenden Zeitpunkts ehender zertrümmern als reinigen?»¹² Wenn «viele unsers Stammens ihre alte Sprache verlassen und andere angenommen und mit dieser Umwälzung ihr Nationscharakter zum Theil hingegeben» haben, so mögen sie selbst die Nachteile davon tragen.¹³

⁷ Pl. Sp. 7, S. 42–43.

⁸ De Imitatione Christi ed. Paris 1714, S. 14 = Lib. I. Cap. 3: Imaginatio locorum et mutatio multos fefellit.

⁹ P.l Sp. 12 II, S. 18–20. Ponaluser ist ein Spottname der Deutschbündler auf die Bündnerromanen. Schweizerisches Idiotikon 4 (1901), S. 706–717.

¹⁰ Pl. Sp. 12 II, S. 25.

¹¹ Pl. Sp. 17 Anm., S. 20–21.

¹² Pl. Sp. 18 I, S. 40.

Einem so real und naturwissenschaftlich denkenden Beobachter, wie Spescha es war, konnten die *wirtschaftlichen Vorteile*, die bei einem Sprachenwechsel allgemein erwartet wurden, nicht entgehen. «Man versprach dadurch bequemere Strassen, vorteilhafterer Handel, erleichterender Verkehr.» Diese Motive schienen besonders beim Oberinntal, Vintschgau und Vorarlberg, aber auch bei anderen Landschaften und Orten, eine nicht unwichtige Rolle gespielt zu haben.¹⁴ Spescha kehrte das Argument um und behauptete, der Abfall von der Sprache schädige Verkehr und Eintracht.¹⁵ Seinen Landsleuten versichert er, dass dabei die Felder nicht ertragreicher und die Wege nicht fahrbarer würden. Als einen glänzenden Beleg sieht er die Prosperität des Engadins an. «Welches von den Alphälern ist gewerbsamer, wohlhabender, und in ihren Wohnungen reinlicher als sie (die Engadiner) und dennoch reden sie die Sprache ihrer Vorältern und nennen ihre Mundart Ladin.»¹⁶

Schliesslich machte Spescha noch den Mangel an einheimischen romanischen *Priestern* für die Sprachänderung verantwortlich. Er glaubte, Obersaxen, Waltensburg und Brigels seien infolge Fehlens von romanischen Geistlichen zum deutschen Gottesdienst übergegangen. Dabei berief er sich darauf, dass nach dem Zeugnis von Abt Nikolaus Tyron (1584–93) für die 30 000 Romanen nur sieben der Landessprache kundige Priester vorhanden gewesen seien.¹⁷ Dass damals Mangel herrschte, lässt sich nicht bestreiten, was auch sprachliche Folgen hatte, doch war eine gewisse Zweisprachigkeit bei Obersaxen schon durch die Lage bedingt. In Waltensburg wurde das Deutsch von der evangelischen Kirche getragen. Brigels blieb romanisch im wesentlichen.¹⁸ Zur Zeit Speschas trug besonders die Klosterschule dazu bei, die Priesterberufe zu mehren.¹⁹

¹³ Pl. Sp. 17 Anm., S. 23.

¹⁴ Pl. Sp. 26 II, S. 11.

¹⁵ Pl. Sp. 18 II, S. 30.

¹⁶ A 40a III, S. 253–254.

¹⁷ A 40a I, S. 34. Der Brief Tyrons zitiert nach A. Eichhorn, *Episcopatus Curiensis 1797*, S. 257.

¹⁸ Bertogg 99, 110, 123 über deutschen Einfluss.

¹⁹ *Zeitschrift für Schweizerische Kirchengeschichte* 59 (1965), S. 148–154, wonach aus der Schule 1803–1824 nicht weniger als 22 hervorgingen.

Dass das Romanische gering geschätzt wurde, daran sind nach Speschas Überzeugung die *Einheimischen* selbst schuld, da sie ihr Idiom nicht kannten und nicht schätzten. «Wir redeten in einer Sprache, von welcher wir keine Kenntniss ihres Ursprungs und Gehalts hatten, wir liebten unsere Mütter, aber ihre Lehre, wie ihre Milch, welche sie uns liebevoll und sorgfältig darboten, achteten wir wie Rheinsand.»²⁰ Wenig später urteilte er noch schärfer: «Das erste Verderbnis der Sprache rührt von der Kaltblüthigkeit und Unachtsamkeit der Einheimischen selbst her. Man kannte nemlich sich selbst und, was das Vaterland war, zu wenig.»²¹ Spescha appelliert an den Freiheitswillen des Volkes: «Jeder Nation und jeder Sprache hat die Vorsehung besondere Kräfte und Eigenheiten, um zu denken und zu handeln, gegeben, wer also ohne wichtige Ursache davon weicht, verkehrt den Willen des Herrn und nimmt jenen eines Knechten an.»²² Die Romanischen leisteten zu wenig Widerstand, wenn höhere Machthaber dahinter standen. «Man liess den Muth sinken, man schwieg und musste die Neuerung mit gleichgültigen Augen und Gemüth nachsehen, obschon sie weder den Himmel noch das Zeitliche wohl bereichern konnte.»²³ P. Placidus wies immer wieder auf theologische Argumente hin, auf den allgemeinen Wert der Sprache als Gabe Gottes.²⁴ Eine Sprache zu vertilgen oder unbesonnen mit einer andern zu vertauschen, betrachtet er als eine Beleidigung Gottes.²⁵

Was nun die *Aufklärung der Einheimischen* über den Wert ihrer Sprache angeht, so gestaltete sie sich umso unbefriedigender, als die bisherigen Schriften über Land und Sprache «entweder in lateinischer oder deutscher Sprache, welche von wenigen gelesen und verstanden wurden», geschrieben worden sind. «Indem also die Einwohner von diesem allen wenig Kenntniss hatten, mussten sie natürlicher Weise die Sprachneuerung mit gleichgültigem Gemüthe ansehen.»²⁶ Die Rätomanen betrachteten ihr Muttersprache «nur als Spreu», die man

²⁰ Pl. Sp. 27 II, S. 15.

²¹ A 40a III, S. 194.

²² Pl. Sp. 26 II, S. 97.

²³ A 40a III, S. 194.

²⁴ Pl. Sp. 4, S. 729; Pl. Sp. 10, S. 314–315; A 40 I, S. 1–2.

²⁵ Pl. Sp. 26 II, S. 95–96 und A 40 I, S. 9.

²⁶ A 40a III, S. 195–196.

vom guten Korn absondern musste. Aber die meisten, ja fast alle Bücher über den Wert und Inhalt der romanischen Sprache, lateinisch oder deutsch, schrieben «*Ausländer*», die sich mehr Mühe nahmen als die Einheimischen. Das gab Spescha zu, der sonst gerne die Arbeiten von Nicht-Romanen über Grammatik und Literatur kritisierte und nur allzu sehr abwertete.²⁷ P. Placidus gesteht dies ganz ehrlich und führt dafür Belege an. «Andern Nazionen, vor allen aber den deutschen, haben wir zu danken, dass sie uns auf unsre Sprache und Alterthum aufmerksam gemacht haben. Denn wenn der gelehrte Ägydius Tschudi, Joannes Müller, Joseph Rösch, Lechmann, Joseph Planta und vorzüglich der berühmte Dr. Ebel und Wilhelm Ludwig Christman uns von unserm Schlummer nicht aufgeweckt haben würden, würden wir noch jetzt und vielleicht für immer in unsrer Unwissenheit geschlafen haben.»²⁸

IV. Die Versöhnung mit den ehemaligen Rätoromanen

So scharf die Pfeile waren, die Spescha gegen die Neuerer auf dem Sprachgebiete sandte, so vergoldete er sie doch faktisch und praktisch in mehrfacher Hinsicht.

Da war zunächst sein *eigenes Beispiel*. Die meisten seiner Werke waren doch in deutscher Sprache geschrieben. In späteren Jahren ging er immer mehr auf diese Sprache über, schrieb keine romanischen Grammatiken und Literaturgeschichten mehr in seiner von ihm selbst konstruierten Ideal-Sprache, sondern in der deutschen.¹ Seine Korrespondenz mit den grossen Autoritäten konnte notgezwungen nicht in der romanischen Muttersprache geschrieben werden. So hat P. Placidus selbst den geographisch-historischen Gründen ein bedeutenderes Gewicht beigelegt als den sprachlichen, mit andern Worten, die Bedeutung der deutschen Sprache tatsächlich anerkannt.

Dann fällt auch seine gütige Beurteilung der organisch gewachsenen *Zweisprachigkeit* auf, die er ja mehrfach, so bei Ems, Parpan, Thu-

²⁷ Pl. Sp. 26 II, S. 130–131.

²⁸ Pl. Sp. 27 II, S. 15.

¹ Vgl. Pl. Sp. 17 und 18 sowie A 40.

sis usw., keineswegs tadelnd erwähnt hatte.² Grundsätzlich kam er zur Überzeugung: «Wenn man verlangt, wegen der Sprache der Väter nicht aufgehängt zu werden, dann darf man auch den nicht aufhängen, der die Sprache seiner Väter und dazu noch die seinige spricht.»³ Das war die magna charta für doppelsprachige Bewohner. Als erklärendes Beispiel zieht er die Verhältnisse des alten Rom heran, wo man von alters her lateinisch und tuscisch sprach, wie wenigstens Spescha meinte, jetzt aber italienisch und lateinisch. Schon mehr Beweiskraft hatte der Hinweis auf Sitten im Wallis und Freiburg im Üchtland, «wo nebst dem Latein von den Gelehrten auch das Französische und Teutsche» gesprochen wird. Also in einer Stadt zwei Sprachen! «Warum sollten nicht zwei Sprachen und mehrere Dialekte in einer Republik geduldet werden?»⁴ 1820 schrieb P. Placidus: «Zu einer Zeit spielte man mit den Sprachen wie mit den Karten, und es lässt sich's kaum entscheiden, wer dabei gewonnen habe.»⁵ Letztlich stellt Spescha fest, dass zwar die Vorsehung gegen die Vernichtung des Romanischen eingegriffen habe. «Indessen leben wir mit Deutschen und Verdeutschten, Italiäner und Italiänisirten in guter Eintracht und Harmonie,» wie das ja auch in Sitten und Freiburg der Fall sei.⁶ Schliesslich siegte doch in Spescha die menschliche und demokratische Überlegung über die muttersprachliche Anhänglichkeit, der Verstand über das Herz.

Es wäre seltsam, wenn Spescha, der eifrige Prediger, sich nicht zu einer tieferen Stellungnahme durchgerungen hätte. Schon 1804 klingen versöhnliche Töne an: «Siehe deine Brüder, deine Sprachbrüder, wie sie der Verfolgung ihrer grausamen Oberherrn, ihren Leidenschaften und dem Neuerungsgeist haben unterliegen müssen. Verzeihe ihnen, ermuntere sie und sey so liebevoll mit ihnen, dass sie dich nähern.»⁷ Im folgenden Jahre protestiert er zwar mit Recht gegen die Verachtung der romanischen Sprache, bloss weil sie arm an

² Siehe oben Kap. II.

³ Pl. Sp. 12, S. 24.

⁴ Pl. Sp. 18 I, S. 38–39, so schon Pl. Sp. 16 II, S. 15.

⁵ Pl. Sp. 27 II, S. 11.

⁶ A 40 I, S. 18.

⁷ Pl. Sp. 4, S. 731–732.

Ausdrücken sei, gibt aber gleichzeitig deutlich zu verstehen, dass man überhaupt andere Sprachen nicht verachten dürfe.⁸ Als «ein wahres Laster, das Unruhe und Umsturz nach sich ziehen muss», bezeichnet unser Forscher in dieser Zeit die Gewohnheit, andere Nationen wegen ihrer Sitten oder Sprachen «zum Gegenstand des Hasses und der Verachtung» zu machen.⁹

Dann verstummen freilich diese Töne, da Spescha nun doch seine Waffen für die romanische Sprache in schärfster Weise einsetzte. Aber 1819–20 kam er wieder auf die tiefere Erfassung des Problems zurück, so wenn er schreibt: «Die sich verdeutscht haben, haben gut getan und sollen sich an dieser Wohltat freuen; wenn sie aber schlecht gehandelt haben, sollen sie es mit Geduld ertragen. Von der einen und andern Sprache zu sein, entscheidet nicht über das Wesen des Menschen, sondern seine Gaben und seine Tugenden geben die Entscheidung.»¹⁰ Der Sprache wegen ist man «weder besser noch schlechter weder vor Gott noch vor der Welt». Nur die «vernünftige Sittlichkeit» ist ein Vorzug. Ob die Churer bei der romanischen Sprache «glücklicher waren oder jetzt glücklicher sind», das kann niemand wissen.¹¹ «Wir sind von der Erfahrung zur Genüge überzeugt, dass nicht die Sprachen, sondern die Sitten uns glücklich machen können.»¹² Den Gedanken entfaltet er dann noch ausführlicher: «Betrachtet man diesen Gegenstand nach dem Christenthum und der Moral, so können die Christen gleichwohl in einer als anderer Sprache treu seyn und selig werden. Also machen Sprachen und Dialekte keine gute(n) und böse(n) Christen, sondern nur der gute Willen und die Religion gute Christen.»¹³

So waren nach heissem Kampfe endlich in Speschas Herz die nationalen und sprachlichen Interessen durch menschliche, ja christliche und seelsorgliche Momente wesentlich gemildert und ausgeglichen worden. In gewisser Hinsicht ist diese Einstellung unseres sprachlich so interessierten Forschers für den dreisprachigen Kanton seit alters eine Lebensnotwendigkeit, aber auch ein geistiger Reichtum.

⁸ Pl. Sp. 6, S. 3, ähnlich Pl. Sp. 7, S. 27.

⁹ Pl. Sp. 28, S. 244–245.

¹⁰ Pl. Sp. 16 II, S. 10.

¹¹ Pl. Sp. 16 II, S. 16.

¹² Pl. Sp. 26 II, S. 14.

¹³ Pl. Sp. 26 II, S. 114.